Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. Mai 1896. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXIII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Der Radmeister von Vordernberg.

Von Arthur Achleitner in München.

(3. Fortsetzung und Schluß.)

Bestürzt über solchen Frevel an der Gesundheit tritt Frau Anna näher und ruft dem Mädchen zu, aus dem Wasser zu gehen, es könnte ja den Tod davon haben. Doch die Gerufene schüttelt den Kopf und fischt weiter.

„Um Gottes willen, Mädchen, was treibst Du?"

„Schlacken fisch' ich!" lautete die kurze Antwort.

„Eisenschlacken?"

„Ja!"

„Komm heraus; ich befehle es!" tönte es ernst und bestimmt von den Lippen der besorgten Frau.

Unwillkürlich gehorchte das Mädchen und stieg mit rothen Füßen aus der kalten Fluth.

Ob das Mädel bei Sinnen sei? fragte die Gemahlin des Erzherzogs zürnend.

„Gnä' Frau, seid's nöt bös, aber i muaß ja Schlacken fischen; haltet mi nöt auf, der Verdeanst is eh kloa gnua!" Und wieder macht das Mädchen Anstalt, in den Bach zu steigen, um die frühere Beschäftigung fortzusetzen.

„Bleib da! Ich hab' mit Dir zu reden!"

„I bitt', gnä' Frau, vergönnt mir die paar Kreuzer, — es wird eh glei Nacht!"

„Den Verdienst will ich Dir für heute gern ersetzen. Warum fischest Du das Zeug aus dem Bach? Wie kommt die Schlacke überhaupt ins Wasser?"

„Mit Verlaub, gnä' Frau; die Schlacken wird hoaßflüßig von oanige Oefen ins Wasser lassen, andere häufen's vor'm Blaahaus auf. Und wir arme Leut' dersen die Schlacken außerfischen aus'm Bach, und's Gewerk kaaft uns aft'n die Schlacken um oan' Kreuzer fürs Pfund wieder ab!"

„Warum das?"

„I woaß a nöt mehra; die Leut' im Gewerk sag'n, es waar no eppas Eisen in der Schlacken, und uns is der Z'rucklauf um die paar Kreuzer a Wohlthat."

„Ach du lieber Himmel! Für wenige Kreuzer riskirt Ihr Euer Leben und steigt bei solcher Kälte in den Bach?"

„Is nöt so g'fährli; so lang d'Schlacken hoaß aus'm Blaahaus lauft, wird's Bachwasser aa eppas warm, — und kalt wird's erst spater."

„Komm her! Hier hast Du etwas Geld! Wie heißt Du?"

„Mit Verlaab, gnä' Frau, i hoaß Gittl, bin a Woasl und logir' in an Häusl, wo's nei geht in die Rötz."

„Ach ja, ich weiß; wo die kleinen Häuschen ewig im Schatten stehen, wie?"

„Ja, gnä' Frau!"

„Du hast also keine Eltern mehr?"

„Na, neammer nixen!"

„Auch sonst niemanden?"

Zögernd kam ein „Nein" hervor.

„Wirst Du mir versprechen, im Winter nicht mehr nach Schlacken zu fischen?"

„Schaugt's, gnä' Frau, muaßt so was nöt von mir verlangen! Was i mit'm Spenserstricken und sunst bei

Frühling.

Nach dem Bilde von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 80.

der Handarbeit verdean, roacht nöt zum Leben aus; Geld ham ma d'Eltern nöt z'rucklassen, gnetta sell kloans Häusl, und bald's halt dumper (dunkel) wird, und i neammer stricken mog (kann), und es z'fruah zan Lichtanstecken is, aft'n geh' i halt Schlacken fischen, wie die andern Weiber und Deandln halt aa!"

„Wenn Du mir versprichst, das Schlackenfischen im Winter zu lassen, so kannst Du Dir alle Tage bei mir ein kleines Geldgeschenk holen. Aber Du mußt Wort halten, Gittl!"

„Ja, gnä' Frau; aber bei wem derf i denn nacher vorsprechen?"

„Komm nur ins Herrenhaus vom Gewerk Nr. 2."

„I dank! Aber nach wem derf i denn fragen?"

„Frag' nur nach der Radmeisterin!"

„Seid Ös gar am End' die Frau Radmeisterin selber?"

„Ja, Gittl, die bin ich!"

„Jeß, Maria und Joseph! Aft'n seid's ja gar die Frau vom Erzherzog Johann?"

„Ja, Gittl! Willst Du also Dein Versprechen halten?"

„Auf Ehr' und Seligkeit, gnä' Frau Prinzessin, ja, und dreimal ja! O heilig's Muatter Anna, die Frau vom Prinzen selber!" Und fassungslos starrte Gittl die Gemahlin des Erzherzogs wie eine Wunder-Erscheinung an, sodaß die Radmeisterin die Gittl mahnen mußte, heimzugehen und warme Strümpfe über die erstarrten Füße zu ziehen. Nach vielen Bücklingen schritt Gittl dann auch endlich heim, und im Gefühl, ein gutes Werk begonnen zu haben, begab sich auch Frau Anna nach Hause.

Einigermaßen neugierig, ob das Mädchen sich die versprochene Gabe auch abholen werde, wartete die „Radmeisterin" den Tag über auf Gittls Besuch; allein das Mädchen kam nicht bis zum späten Abend und auch nicht in den nächsten Tagen. Das fiel der gutherzigen Frau auf, und das Verschmähen der Gabe verletzte sie einigermaßen. Doch, konnte das Mädchen nicht krank geworden sein? Vielleicht liegt Gittl darnieder infolge des Schlackenfischens, ohne Pflege, einsam in ihrem Häuschen, wo sie sterben kann, ohne daß sich auch nur eine Seele um das kranke Mädchen kümmert. In heller Sorge machte sich dann am dritten Tage die „Radmeisterin" auf, Gittl zu besuchen. Nach einigem Herumfragen in den Häuschen am Eingang in den Rötzgraben fand die edle Frau bald das winzige Häuschen, und in der kleinen Stube desselben die Gittl, in emsiger Strickarbeit begriffen. Erschrocken fährt das Mädchen auf, als es der hohen Besucherin ansichtig wird, und eine tiefe Röthe huscht über ihr Antlitz.

„Grüß Gott, Gittl! Also nicht krank, wie ich fürchtete? Du bist wohlauf und fleißig bei der Arbeit! Warum bist Du nicht zu mir gekommen?"

„I, — i, mit Verlaab, gnä' Frau Prinzessin, i — hon — nöt, — i kann, — mir is 's nöt verlaabt worden!"

„Wie? Du hast mir doch gesagt, Du wärest elternlos, ohne Verwandte, — wer kann Dir denn dann verbieten, mich zu besuchen und die Dir versprochene kleine Gabe nebst etwas aus unserer Küche zu holen?"

Verlegen schlägt Gittl die Augen nieder, sie weiß nicht, was sie sagen soll.

„Sprich, Gittl! Mir darfst Du die Wahrheit schon sagen; ich meine es gut mit Dir!"

„Sell glaab i aa, gnä' Frau! Aber —"

„Nichts aber! — Sag' nur die Wahrheit 'raus: wer hat Dir den Besuch im Radwerk verboten?"

„Der — der Hansl!"

„Wer ist das, der Hansl?"

„Seid's nöt bös, gnä' Frau! Der Hansl is der Kreuzweh-Hansl."

„Ah! Ein Bursch von unserem Radwerk!"

„Ja, gnä' Frau, er is Erzförderer von Enk, und mir möchten gern, — mit Verlaab z'sagen, — heirathen!"

„Gut, und warum heirathet Ihr nicht?"

„'s Radwerk verlaabt 's nöt!"

„Wer?"

„'s Radwerk, der Verweser nöt, und der Radmoaster a nöt!"

„Was? Mein Mann, der Erzherzog?"

„Ja und na. Die G'schicht is a so: im Arbeiterhäusl is koa Platz nöt für'n Hansl sein Weib, und so lang nöt baut werd oder sunsten was g'schieht, werd aus der Hochzeit halt nixen."

„O, jetzt geht mir ein Licht auf! Mein Mann hat, — wenn ich mich recht erinnere, dem Hansl, der ein braver Bursch sein soll, seine Unterstützung versprochen! — Ja ja, es ist schon so!"

„Ganz richtig, gnä' Frau! Versprochen hat der Kaiserliche Herr Radmoaster es schon, aber g'schehen is nixen, gar nixen, und die ganze Warterei is umasunst g'wesen!"

„Sei nicht böse darüber, Gittl! Meinem hohen Gatten liegen eben auch noch andere Dinge vor. Doch warum hat Dir der Hansl den Besuch bei mir verboten?"

„Der Hansl moant, wenn mir a arm waren, betteln braucheten mir dengerscht nöt, und —"

„Da ist der Hansl halt zu stolz! Theilt er denn Dir von seinem Verdienst etwas mit?"

„Wohl, wohl! Eppas allweil, und gar z'viel hat er selm nöt."

„Schau, schau! Also stolz ist er doch, der Kreuzweh-Hansl und Du nicht minder! Was meinst Du, Gittl, soll ich mich um Eure Herzens-Angelegenheit kümmern!"

„Sell war schon recht von Enk, gnä' Frau! Aber wenn der Kaiserliche Radmoaster nixen ausricht', aft'n, moan i, werd —"

„Auch ich nichts ausrichten? Na, das wollen wir doch abwarten, Gittl! Ich will Dir etwas sagen: wenn Du willst, kannst Du bei mir in Aushülfe Arbeit finden gegen Bezahlung, und sobald der Erzherzog heimkommt, werde ich mit ihm über Eure Angelegenheit schon sprechen. Verlaß Dich darauf, Gittl! Und nun vertrau auf Gott und rechne auf mich; ich bin ja auch ein Steirer Kind, und die Steirer halten immer, was sie versprechen. Adje, Gittl!"

Ehe das Mädchen sich einigermaßen gefaßt hatte, war die hohe Frau schon zum Häuschen hinausgegangen.

IX.

Von dem Tage an, als der fürstliche Radmeister von Vordernberg das große Kreuz auf die Spitze des Erzberges hatte setzen lassen, hofften die Knappen, hauptsächlich der Vordernberger Gewerke, auf eine baldige Besserung der Grubenverhältnisse und fuhren, getreu den übernommenen Pflichten ein, wiewohl die Gefahr der Stollenarbeit unverändert fortbestand. Die unablässigen Bemühungen des Erzherzogs wurden auch der Knappschaft hüben wie drüben am Erzberg bekannt, allein handgreifliche Erfolge wollten sich nicht einstellen. Immer wieder kamen Ingenieure zur Untersuchung der Verhältnisse im Abbau, eine Commission löste die andere ab; aber gebessert wurde nichts. Allmählich schwand daher das Vertrauen, wie die Hoffnung auf Besserung; doch wenn die Knappen zu murren begannen, daß sie trotz aller Versprechungen unter täglicher Lebensgefahr anfahren müßten, brachte sie der Hinweis auf den fürstlichen Gewerksherrn doch wieder zur Vernunft und zum Ausharren. Freilich dauerte die Geduldprobe etwas lange; Jahre waren schon ins Land gezogen, und noch immer war alles beim Alten geblieben.

So lange auch nicht neue Brüche stattfanden, und die Stollenbolzung, allerdings unter einer colossalen Holzvergeudung, immer ohne Unglück ausgewechselt werden konnte, kam es zu keinem Gruben-Strike, dank des guten, patriarchalischen Geistes der Leute. Einen weiteren Factor zur Hoffnungsbelebung, wie zur Ruhehaltung, bildete die reichliche Unterstützung der Radmeisterin vom Gewerk Nr. 2, die, einem Engel gleich, die Stätten der Armen aufsuchte, die Noth milderte mit offener Hand, Trost brachte und zum Ausharren ermahnte.

Im Herrenhause selbst hatte sich Gittl auf die freundliche Aufforderung hin eingefunden, sauber herausgeputzt, im einfachen Kattunröckchen. Unter dem leicht übergeschlagenen schwarzen Kopftuch lugte der Kopf hervor und etwas schüchtern blickten die hellen Augen. Verlegen stand das Mädchen im steingepflasterten Flur, nicht wissend, wohin es den Schritt lenken sollte im weiten Hause. Doch bald nahm sich ein weibliches Wesen aus der Küche des rathlosen Mädchens an und fragte nach dessen Begehr. „Ein Rötzdeandl will zur gnädigen Frau Radmeisterin! So etwas ist noch nicht dagewesen! Ja, warum denn nicht gleich zum Erzherzog selber?" Solche Worte benahmen der Gittl gleich die Verlegenheit und Scheu; der trutzige Stolz regte sich augenblicklich, und schier schnippisch klang es von den zuckenden Lippen, daß sie es nicht nöthig hätte, sich hart anreden zu lassen, zumal die gnä' Frau sie ins Herrenhaus bestellt habe.

Das „Kocherl" sattelte augenblicklich um, denn eine Bestellung ändert ja die Sache gründlich, und eiligst wurde die Kammerfrau in Kenntniß gesetzt, worauf schier im Handumdrehen die Gittl ins Gemach der Herrin gebracht wurde. Und so ward die Schlackenfischerin in den persönlichen Dienst der Radmeisterin als Beihülfe der Kammerfrau gestellt, vorerst für die Zeit der Anwesenheit der Herrschaft im Gewerkhause. Gittl hätte freilich gern gewußt, wie lange dieses Provisorium dauern werde, aber das wußte ja die Radmeisterin selber nicht. So blieb Gittl denn tagesüber im Herrenhause und kehrte abends in ihr Rötzhäuschen zurück, wo sehnsüchtig der Hansl oft schon wartete. Wie es doch merkwürdig zugeht in der Welt: statt daß er Platz bekommt in einem neuen Arbeiterhause für sich und sein junges Weib, ist Gittl ins Herrenhaus gekommen; sie hat das Versprechen von der Radmeisterin, er die Zusage vom Erzherzog, und trotz alledem fehlt noch immer alles zur Trauung.

Hansl hat sich ein Herz genommen und gelegentlich, als er dem Verweser in die Hände lief, mit diesem Beamten Rücksprache bezüglich seiner Hoffnungen und Wünsche gepflogen. Es hätte gar keinen Anstand, hat der Verweser zum Hansl gesagt, im Gegentheil, der hohe Herr sei ganz einverstanden; aber bevor nicht die große Frage für Vordernberg gelöst sei, würde wohl auch nicht an Neubauten im Gewerkschafts-Rayon selbst zu denken sein. Und so hieß es immer wieder: Warten! Es müssen die Radmeister auf den Bescheid von oben warten, der Erzherzog selber muß sich in Geduld fassen, und daher wird wohl auch ein Sacramenter wie der Kreuzweh-Hansl es erwarten können, bis die Geschichte erledigt ist. Ja, der Verweser wurde sogar malitiös und fragte den Hansl, ob es denn gar so pressire? Er werde noch lange genug im Ehejoch seufzen können!

„Was kannst dem obersten Beamten gegenüber machen? Nichts, und den Mund halten!" Und so schlich denn auch Hansl wieder in seinen Stall, inwendig so springgiftig, daß er am liebsten Pech und Schwefel auf die ganze Gesellschaft herab gewünscht hätte.

Monate vergingen wieder; lange mußte der Erzherzog fern von seiner Gemahlin und dem Radwerke in Wien weilen, bis endlich eine freiere Zeit kam, und Johann nach Vordernberg eilen konnte. Inzwischen kämpften die Gewerke unter sich, einigten sich bis auf einen Opponnenten auf dem Berg-Unions-Vertrag, der endlich unterschrieben und von der Oberbehörde genehmigt wurde.

Damit war das erste große der gesteckten Ziele erreicht! Jubel herrschte auf den Gewerken, Jung nnd Alt besprach das wichtige, frohe Ereigniß, hier unten im Thale, wie oben am Erzberg, wo die Knappen zum Kreuze wallfahrteten, Gott zu danken, daß das große Werk Johanns so weit gediehen wäre.

Um aber auf eigenem Grund des weiteren ein gutes Beispiel zu geben, ertheilte der Erzherzog den Befehl, sofort mit der Neu-Aufführung zu beginnen.

Nun gab es lachende Gesichter auf dem Gewerk des Fürsten! „'baut wird!" hieß die fröhliche Losung, die sich von Mund zu Mund fortpflanzte.

Naturgemäß machte Erzherzog Johann seiner lieben Gemahlin selbst und zuerst die Mittheilung vom Eintreffen der Vertragsbestätigung, wie von dem seinerseits gegebenen Befehl zum Baubeginne. Sie beglückwünschte den Gatten zu diesen Erfolgen, doch fügte sie hinzu, daß er beim Neubau ja nicht sein Versprechen versäumen dürfe.

„Welches Versprechen?" fragte erstaunt der Erzherzog.

„Aber, liebes Männchen! Hast Du denn ganz und gar Deinen Kreuzweh-Hansl vergessen?"

„Ach, du lieber Himmel! Ja, den habe ich wirklich vergessen, und wenn ich mich jetzt recht erinnere, sogar schon zum zweiten Male! Es ist doch der brave Kerl, der Erzförderer, nicht?"

Die „Radmeisterin" nickte nur.

„Das will ich aber sofort gut machen! Ein Johann von Oesterreich hält sein Wort! Der Kerl muß nun heirathen, meinetwegen doppelt und dreifach!"

„Aber Hanns!"

Noch in derselben Stunde wurde der Kreuzweh-Hansl ins Herrenhaus befohlen. Der Bursch aber war nicht aufzufinden, weder im Stalle, noch im Arbeiterhause. „Da seine Pferde fehlen, wird er wohl auf Erzförderung unterwegs sein." „Gut! Aber sobald er heimkehrt, muß Hansl sofort zur Kaiserlichen Hoheit, und wenn es zehn Uhr nachts werden sollte." Die Knechte versprachen, es dem Hansl bei der Rückkunft auszurichten.

Um ihrem Gemahl die Freude nicht zu verderben, hatte Frau Anna nichts an die Gittl verrathen. Allein das allgemeine Fragen nach ihrem Hansl mußte doch dem Mädchen auffallen, und ein froher Schreck fuhr ihr durch die jungen Glieder.

Aber Herrgott von Graz und Leoben! Wenn der Hansl jetzt, wo's gilt, schon so unzuverlässig ist, und sich umhertreibt, was soll das erst in der Zukunft werden? „Na, Du freu' Dich!" flüsterte Gittl ingrimmig vor sich hin und lugte auf die Straße hinaus, ob er noch immer nicht daher komme. „Er ist doch sonst die Pünktlichkeit selber! Frühmorgens ist er mit seinen drei Pferden und den zwei Erztruhen hinauf zum Erzberg, und längst müßte er da sein. Wenn es Winter wäre, könnte man an ein Unglück glauben, aber zur Sommerszeit, — was könnte denn jetzt passiren?! Und die paar Sam*) wird er doch wohl leicht und ohne Gefahr herabbringen!"

*) Dieses Wort kommt von Saum und bedeutet die Menge, die ein Saumthier zu tragen vermag (ca. 275 Pfund).

Längst sind die Zacken der Bergermauer wieder grau geworden, auch die sommerliche Sonne muß hinter die Wände hinunter, und über dem schmalen Thalgraben liegt ein tiefvioletter Duft, in den die Hochöfen ihre qualmenden Rauchmengen senden. Von beiden Kirchen hat die Glocke den Abend eingeläutet; das bimmelnd heimgekehrte Weidvieh ist schon lange in den kleinen Ställen der Arbeiterhäuser versorgt; die lange Gasse Vordernbergs ist menschenleer geworden. Jetzt ist auch die kurze Dämmerung vorüber, und schwarze Nacht verhüllt die steile Grabenenge. Gittl ist ängstlich geworden, der anfänglich freudige Schreck ist ins Gegentheil umgeschlagen; sie sorgt sich nun um ihren Hansl und horcht an der Eingangsthür des Herrenhauses hinaus auf die Bergstraße. Sie kann nicht heim und schlafen gehen, ehe Hansl nicht gekommen ist. —

Horch! was ist das? Pferdegetrampel, schwere Schritte, Stimmen werden laut, aus deren Gewirr heraus zu hören ist: „Fahrt ihn zum Herrenhaus!"

„Allmächtiger Gott! Sie bringen den Hansl, — er wird gefahren, — also ist ihm was passirt!" Wie Flugfeuer eilt Gittl dem Fuhrwerk entgegen und schreit in ihrer Herzensangst: „Was is 's mit'm Hansl?"

Die voraus schreitenden Männer geben Bescheid: Der Hansl wär' verunglückt, — droben wär' ihm ein Truhenrad über die Beine gegangen, und bis ein anderer Knecht nachkam, hat der Hansl am Hang hülflos liegen müssen.

„Hansl! Um Gott's willen! — Lebst no'?" Und aufschluchzend wirft sich Gittl über den Erzwagen, in dem auf Stroh gebettet der Verunglückte, vor Schmerz stöhnend, liegt.

Die Knechte drängen zur Weiterfahrt; ob der Hansl ins Spital gebracht werde oder nicht, soll der Radmeister entscheiden. Darum vorwärts!

Vor dem Herrenhause angelangt, greift einer nach dem Seil der schweren Glocke, deren Schall im Nu alles alarmirt. Diener eilen mit Lichtern herbei, Fenster werden geöffnet, schon ist der Erzherzog an einem dieser und fragt mit markiger Stimme, was passirt sei. Und rasch wird Antwort gegeben: „Der Erzführer Hansl ist überführt worden, ein Rad ist ihm über die Haxen! Soll er ins Spital?"

„Nein! Bringt ihn herauf!" befiehlt der Radmeister.

Von vielen Händen wird der Verunglückte aus der Truhe gehoben und ins Haus getragen. Auf Befehl des Erzherzogs schafft man ihn in ein Gastzimmer und bettet ihn sorgsam. Sofort wird auch nach dem Gewerkschaftsarzt geschickt. Persönlich überwacht der hohe Herr die ersten Hülfeleistungen; man macht dem Armen kalte Ueberschläge, giebt ihm zu trinken, indes sich die „Radmeisterin" der einer Ohnmacht nahen Gittl annimmt.

Spät erst verläßt der Arzt das Haus, nachdem er noch dem Erzherzog über den Befund berichtete: „Eine böse Quetschung beider Beine mit theilweiser Knochensplitterung; doch ist ein Bruch des Knochens nicht zu constatiren."

„Der arme Kerl!" murmelt der hohe Herr und giebt Befehl, daß regelmäßige Nachtwache am Krankenbette des Hansl gehalten werde.

Und Frau Anna hat die jammernde Gittl gleichfalls im Herrenhause untergebracht, auf daß sie morgen gleich selbst die Pflege ihres Bräutigams übernehmen könne.

X.

Am rührigsten wurde jetzt am Kreuzweh-Gewerk gearbeitet, doch überließ der hohe Radmeister die Beaufsichtigung dieser Maßnahmen ganz seinem erprobten Verweser; ihn selbst beschäftigten neue Gedanken, die auf den Abbau im Erzberg zielten. Sorgsam erwog der Erzherzog seine weitausschauenden Pläne, ließ Fachleute zu Besprechungen kommen und gab auf Grund dieser Conferenzen Befehl zur Vornahme von Niveau-Studien, zur Anfertigung von Grubenkarten, die ein klares Bild über das Innere des Erzberges verschafften und ließ durch Ingenieur-Offiziere Nivellirungs-Arbeiten vornehmen, die den großen Gedanken des Fürsten der Realisation näher bringen sollten, nämlich den des Baues einer Eisenbahn vom Erzberg bis nach Vordernberg zur billigeren und rascheren Erzförderung.

Es darf wohl begreiflich erscheinen, daß der Reformator des Eisenwesens die Kleinigkeiten des Alltagslebens hierüber manchmal vergaß und in zartester Weise von seiner holden Gemahlin gebeten werden mußte, sich selbst mehr zu schonen und der übrigen Mitwelt doch auch etwas Beachtung zu schenken. Willig beeilte er sich dann, durch besondere Liebenswürdigkeit solches Vergessen wieder gut zu machen.

So kam dem Radmeister nach seiner Rückkehr von Wien auch der in seinem Hause verpflegte Knecht wieder ins Gedächtniß, und sofort erkundigte er sich nach ihm.

„Ja, der Hansl! Der ist seit einiger Zeit wieder auf den humpelnden Beinen; aber mit der Förderarbeit ist es aus, Hansl ist ein Krüppel geblieben!"

„Was machen wir nun mit dem armen Burschen, liebe Anna?" fragte der hohe Herr.

„So weit ich informirt bin, wartet er noch immer auf den Heiraths-Bescheid!"

„Ach, du lieber Himmel, meine Vergeßlichkeit! Bei der kommt das Pärchen wohl eher in den Himmel, als in den Hafen der Ehe! Die Leutchen werden eine schöne Meinung von mir haben! Alles versprechen und nichts halten! Das sieht dem Erzherzog Johann gar nicht gleich, und doch ist es so! Willst nicht Du, Aennchen, diese Sache in die Hand nehmen?"

„Von Herzen gern, lieber Mann! Aber es wird doch wohl Deine Sache sein, zu bestimmen, welchen Erwerbsposten Du dem krüppelhaften Hansl zuweisen willst!"

„Ja so! Freilich, das geht den Radmeister an! Ich will mit dem Verweser sprechen!"

„Bitte, Hanns, erledige diese etwas überlang währende Angelegenheit doch lieber sofort, es könnte Dir abermals etwas in die Quere kommen, und der arme Bursch würde wieder vergessen!"

„Ei, ei, wie mißtrauisch mein Weibchen geworden ist!"

„Habe ich Unrecht?"

„Nein, nein! Laß mir den Verweser kommen!"

Rasch war der alte Beamte zur Stelle, und nun ward es ernst. Man rieth hin und her, bis dem Verweser einfiel, daß man den Hansl, der etwas von der Gärtnerei verstand, zum Gewerkschaftsgärtner und Gemüse-Einkäufer machen und ihm im Anbau des Hauses eine kleine Wohnung anweisen könnte.

„Wann kann das sein?" fragte der Erzherzog.

„Sofort, wenn Kaiserliche Hoheit es befehlen!"

„Gut, ordnen Sie das Weitere an; veranlassen Sie die Beschaffung seiner Papiere, der Ehe-Consens ist meinerseits ertheilt. Der viel besprochene, oft vergessene Hansl kann heirathen, meinetwegen schon morgen, und für eine entsprechende Aussteuer des armen, braven Kerls komme ich auf. Besorgen Sie alles, lieber Verweser, und verrechnen Sie die Kosten auf mein Conto!"

Mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte sich der Beamte, und der Erzherzog fragte jetzt seine Gemahlin: „Bist Du nun zufrieden?"

„Nicht ganz, Hanns!"

„So, was fehlt denn noch in dieser ‚Staatsangelegenheit'?"

„Deine Erlaubniß, daß ich mich in gleicher Weise der Braut annehmen darf!"

„Die hast Du!" rief der Fürst und schloß die Gattin in seine Arme.

* * *

Ein wichtiger Tag für Vordernberg war gekommen; das Berggericht sandte im Mai 1831 die Entschließung des Kaisers über die erneute Bitte der Radmeisterschaft um vollständige Sicherung ihrer benöthigten festen Erzbergsohle, und die allerhöchste Resolution bewilligte die Bitte. Damit sollte aber diese Angelegenheit endgültig erledigt sein, und neue Abtretungsbitten dürften nicht mehr eingebracht werden.

Das war wieder ein Sieg des fürstlichen Radmeisters! Die Dankbarkeit der Vordernberger kannte keine Grenzen mehr. Lächelnd nahm der hohe Herr die Dankesbezeugungen der Gewerksherren entgegen und schwächte die Huldigungen für seine Person ab durch die Mahnung: „Danket dem Kaiser!"

Eine Herzensfreude war dieser Tag, aber vor allem auch für Hansl und Gittl, die vom Priester endlich vereinigt wurden. Reich beschenkten der Fürst und seine Gemahlin das Brautpaar, und zum Freimahle für die Gewerksarbeiter erschien das hohe Paar persönlich, um den jungen Eheleuten Glück zu wünschen.

Herrschte da ein Jubel im Kreuzweh-Gewerk! Helle Jauchzer ertönten, die Burschen jodelten nach frischer Steirerart, und bei Zitherklang ertönte das Preislied auf Erzherzog Johann, das also beginnt:

„Der Erzherzog Johann
Liabt d'steirisch'n Leut,
Drum is halt da Johann
Ihr oanzigi Freud!"

„Glücklich der, dem diese Steirerherzen so warm entgegenschlagen!" sagte der Fürst, als er, nach dem Verlassen des Festes, sich dem feurigen Dank des Hansel's und seiner noch glückseligern Frau Gittl entziehend, mit der Gattin am Arme, dem Herrenhause zuschritt.

An jenem Abend fuhr keiner der Vordernberger Häuer an, dafür kamen sie mit ihren Grubenlichtern noch vor das Herrenhaus ihres Radmeisters, die Knappschaftsmusik voran, und was in Vordernberg Beine hatte und ein farbig Lämpchen auftreiben konnte, stand in der engen Gasse, um sich an der Ovation für den Erzherzog zu betheiligen, die niemand angeordnet, niemand befohlen hatte. Wohl noch niemals ist aus so dankbarem Herzen ein Fackelzug zu stande gekommen!

Mit Thränen der Rührung stand die „Radmeisterin" auf dem Balkon, und auch dem Erzherzog zog wohl der Gedanke durch den Sinn, daß diese Leute jederzeit willig sterben würden, um ihrem Fürsten das Leben zu retten.

Bergfeuer flammten von den Höhen auf. Heimlich war das Holz hierzu hinaufgeschleppt worden. Das flammende Roth strahlte über die gigantischen Felsmauern, und auf dem Hang gegenüber dem Herrenhause erglänzte in unzähligen Lichtern ein J und A in zauberhafter Pracht: Johann und Anna!

Nachdruck verboten.

Feodosia Gorbynowo, die Beterin von Moskau.

Skizze aus dem modernen Rußland von E. Eschricht in Lübeck.

(Fortsetzung.)

Um dreiviertel auf sechs Uhr hielt das Coupé auf der Straße, und mit Hülfe von zwei Dienerinnen, dem Portier und dem Lakeien wurden die drei Damen darin aufgenommen. Frau Demidoff nannte dem Diener mit leisester Stimme die Straße und das Haus, wohin die Fahrt zu machen wäre. Jedoch hielt man, wie immer, zuvor bei der Kapelle der Iberischen Mutter Gottes an, um der Heiligen die Füße zu küssen. Die Damen betraten die Stufen des Vorraumes, als gerade das wunderthätige Bild zu einem Besuche geführt wurde; es lehnte in seinem schwarzen Parade-Wagen, von sechs schwarzen Rappen gezogen; ein feiner Schnee rieselte hernieder, und Kutscher und Bediente, die barhäuptig fahren müssen, hatten sich zum Schutze ihre, an den vier Ecken mit Knoten versehene Taschentücher auf die Köpfe gelegt. Das Perlennetz um ihr Haupt und die funkelnden Brillanten ihrer Krone, ihres Hals- und Ohrengeschmeides blitzten noch einmal vom Bilde Maria's über die sich tief neigende Menge, dann schwand die ehrwürdige Erscheinung. Die Demidoffs schlossen sich nun der Strömung zur Rechten an und näherten sich so Schritt um Schritt der offenen Kapelle, gingen eine hinter der anderen den engen Gang hinter dem Altar herum, hinter welchem nur die Stellvertreterin der Jewerska in ihrer milden Ruhe thronte. Auch ihr wurden die Hände und Füße geküßt. Zur Linken traten sie heraus, nachdem sie reiche Spenden auf den Altar niedergelegt hatten. Dann wurden die bettelnden Nonnen bedacht, und ebenfalls die Bettler, die ihre gemietheten und bezahlten Plätze einnahmen; von ihnen sagt man, daß oftmals die Prachthäuser, in denen sie irgendwo ein kleines Stübchen bewohnen, ihr Eigenthum sind. Dort kleiden sie sich um und fahren in die Eremitage, wenn sie Kosmopoliten, zu Tjestow, wenn sie strenge Slaven sind, um sich hier an Kohl- oder Sterletsuppe und einem echten Rastigey zu erlaben.

Der Schnee fiel nicht mehr; der hier oben immer aus irgend einer Himmelsrichtung hertanzende Wind warf die leichte weiße Schicht spielend zwischen den Steinen hin und her; der Mond stand klar am Himmel, und ein feines, bräunlich getöntes Gewölk jagte dann und wann an seiner durchscheinenden Scheibe vorüber. Ueberall Lichtschein, Leben und Bewegung, Glanz und Größe. Oben die sanftleuchtenden Gestirne, aus der Kapelle ein Märchenschein von unzähligen, dicht zusammengedrängten Kerzen und dem Funkeln der goldenen Flachrahmen, der blitzenden Gefäße und Juwelen; ringsum Gas und elektrisches Licht, die Iswoschtschicks und Troikas mit ihren Laternen wie Leuchtkäfer durcheinanderschwirrend.

„Gott sei Dank!" jubelte Marfa, „ich denke, morgen giebt es schon Schnee genug für die Schlitten!"

Der Wagen wendete nun über den Rothen Platz, vorbei am gigantischen Denkmal Poscharsky's und Minins. Es ist das erste eindrucksvolle Stück russischer Geschichte, das Eltern oder Wärterin dem jungen Kinde zeigen, wenn es in die Welt hinausgeführt wird. Dieses sieht den Mann aus dem Volke, der dem Fürsten das Schwert in die Hand drückt mit der Zusicherung und dem Weckruf: „Steh auf, steh auf! Befreie Dein Vaterland von der polnischen Knechtschaft! Von der Wolga bis ans Meer, von der Moskwa bis Nishny Nowgorod, — sie folgen Dir alle! Steh auf! Steh auf!"

Langsam fuhr hier der Wagen vorüber; Marfa liebte diesen Platz leidenschaftlich, und die Leute waren darauf instruirt. Sie blickte schwärmerisch zu der lebensvollen Gruppe empor: „Ach Mütterchen, Mütterchen! — Eine große That möchte auch ich vollbringen dürfen, — eine befreiende, erlösende! Ach, — das Gute ist doch das Beste auf der Welt!"

Pawlina lachte ganz laut. Die Mutter, — die echte Mutter Marfa's, — verstand ihr Kind; auch in ihr lebte eine Veranlagung und Tüchtigkeit, die nicht zum wenigsten dem Gatten dereinst behülflich gewesen war, ein „Großer" zu werden. Sie befand sich nun auf dem falschen und nutzlosen Wege, auch „groß" zu scheinen, — aber selbst auf diesem langweiligen Abwege leistete sie Tüchtiges und hatte ihre Erfolge.

Sie strich liebkosend über ihres Kindes Gesicht und sagte sanft: „Kleine Schwärmerin! — Wer weiß, was Gott auch Dir noch zugedacht hat!"

Sie fuhren nun durch die Nikolew's Pforte, sich innig vor dem Heiligen bekreuzend, auf den Kreml. Zu ihrer Linken strahlte heller Kerzenschein aus den langen Fensterreihen der Façade des Senats-Gebäudes; zu ihrer Rechten trotzte das ungeheure Arsenal mit seiner dunkeln Reihe von eroberten Geschützen vor der Front.

Aus dem Tschudow-Kloster neben dem Senat tönten die vollen Chöre der Meßgesänge, und ein helles und dumpfes Glockenklingen ging von nah und fern, von der Stadt unter ihnen, von allen Kirchen ringsumher. Wie ein Wächter der Jahrhunderte hob sich zu ihrer Rechten der alte Iwan Welicky-Thurm mit Gerüsten umstellt, — alles für die bevorstehende Krönung; hinter und neben ihm, ihrer goldenen Colossal-Platten zur Renovirung entkleidet, ragten die mächtigen Drahtkörbe der Kuppeln des Uspensky Domes, vor dessen Ikonostas mit der Vermeille-Wand die Salbung des Kaisers mit dem ge-

Nach dem Bilde von P. Hey. — Siehe Seite 78.

— es ist derselbe! Einmal hat er auch unseren Regenschirm heil gemacht, — wir hatten alle vier nur einen! ‚Kind,‘ sagte er, ‚einer ist genug! Früher gab's gar keinen! Ich glaube, das ist der Rest von diesem verdammten Napoleon, der hat die Dinger erfunden und hierher gebracht!‘ — Und siehst Du, auch diese Frau kenne ich, die große Blonde! — Sie durfte nie die dünne, ärmliche Studentenwäsche plätten, weil sie wie ein Mühlrad plättete, so mit Geräusch und Stürzen und Raschheit. ‚So was verträgt keine Studentenwäsche!‘ sagte ärgerlich ihre ruhige Nebenarbeiterin. Ich holte unsere weißen Osterkleider ab, damals konnten wir sie schon waschen lassen, und ich sah so gern zu!“

Hörbar seufzte Madame Demidoff und Pawlina zürnte: „shocking!“

Mitunter fragte der Kutscher Vorübergehende oder die Schutzleute. Hier mußte die Adresse sehr bekannt sein; alle beeilten sich und unterwiesen den Fragesteller.

Nun ging es um die Periulock in eine noch schmalere Straße; sie war von einer Wagenburg gesperrt. Mehrere Schutzleute standen vertheilt zur Wahrung der Ordnung; hier war das Reich Feodosia's.

Die Damen verließen das Coupé und gingen bis an das schmale einstöckige Haus, das seine Hausthür an der Seite hatte und zwei Fenster zur Linken, wie alle diese kleinen Häuschen in den ärmeren und armen Straßen.

Der Eingang dunkel, die Schwelle auf und ab, eingerichtet zum Hinfallen an Ort und Stelle.

Marfa war förmlich froh und ausgelassen: „Gerade so, gerade so war es auch bei uns!“ sagte sie leise der Mutter ins Ohr.

„Jetzt aber sawweig davon, ich bitte Dich, Kind!“ Da umfaßte die Kleine ihre Mutter stürmisch, bog ihr Gesicht zurück und küßte sie leidenschaftlich.

Vom Hintergrund der schmalen Flur hob sich die Treppe nach der Front oben hinauf; von dort schickte eine kleine schwälende Lampe einen Schimmer von Licht und eine Jupiter-Wolke schwärzlichen Gerinsels zu den Emporklimmenden nieder. Oben empfing sie ein Mann in rother russischer Kittelbluse, gelbe Laschen unterm Arm. Er verbeugte sich feierlich und ungeschickt und sagte: „Es ist schon übervoll!“ Auf dem kleinen Vorplatz und in der geöffneten einen Thür standen Herren und Damen aneinander gedrängt; der Mann postirte sich sofort vor die zweite geschlossene Thür. Man schob unter Lachen und Plaudern, aber alles ganz leise, die drei vorwärts. Eine Frau tauchte aus der vornehmen Gesellschaft auf und führte die Damen, eine hinter der andern, in die Stube. Es war ein langer schmaler Raum, wie ein Schlauch; die Fenster gingen in den Hof. An der gegenüber liegenden Wand stand in der Mitte ein großes Bett, das fast die ganze Breite bis zu den Fenstern füllte. Auf dem Bett hockte ein Weib mit seinen acht Kindern, von zwölf Jahren bis zum Säugling, alle schmutzig, verwildert und ungekämmt; sie saßen wie in einem Leiterwagen. Der übrige Raum war ausgefüllt mit Menschen, die sich anlehnten, auch zum Theil zusammengedrängt auf ein paar Stühlen saßen. Auch hier eine summende Unterhaltung und eine genaue Betrachtung der abgesperrten Familie, mit der man zuweilen Worte wechselte; die Kinder kauten Bonbons, damit sie ruhig blieben.

Zu den Seiten des Bettes führten Thüren in die zwei Vorderzimmer. Im ersten war das eigentliche Empfangsfeld Feodosia's. Eine Ecke war von einem Altar ausgefüllt, mit einem großen Heiligenbilde darauf, das bis an die Decke reichte. Von dieser leuchtete die ewige Lampe herab. Auf der Bettstelle, auf der Ofenbank, auf Tischen und Stühlen lehnten und saßen Menschen unter ringsum aufgehängten alten Kleidern und Pelzen. Es war, wie in einer Trödelbude. Ein starker Duft von Parfüms, daraus sich der sehr beliebte Moschus betäubend heraushob, kämpfte mit Stickluft und Hitze. In die Hütten der Armuth hätte wohl kaum einer von diesen vornehmen Gästen sonst jemals den Fuß gesetzt! Bianca hatte die Situation recht geschildert: es war ein neuer Sport, ein Rennen mit Hindernissen, pikant durch seine Außergewöhnlichkeit.

Die führende Frau klopfte nun an die Wand zum Nebenzimmer, dicht bei dem Altar; hier hörte man eine singende Frauenstimme. Die Frau klopfte noch einmal und rief dann: „Lisawetta, Du mußt Herrschaften einlassen!“

Die singende Stimme, die wohl ein Kind einlullte, das heftig schrie, antwortete, in der Melodie fortfahrend:

„Laß kommen herein, nur weckt nicht mein Kind!
Es schläft wohl bald ein, wenn stille sie sind.“

Man lachte amüsirt über diese unerwartete Extra-Unterhaltung.

Mühsam arbeiteten die Demidoffs sich hinter der Frau zurück, am Bett der kinderreichen Frau vorbei bis an die zweite Thür, die nun von Innen erschlossen wurde von der weitersingenden Mutter. Die kleine Stube war sauber und freundlich. Ueber dem Bett, auf dem zwei kleine Kinder artig saßen, hing an der Decke die Wiege, eine viereckige, nicht sehr hochbordige Kiste, in der der Säugling lag; die Mutter schaukelte ihn weiter, ohne ihren Gesang zu unterbrechen; das Kind schrie dann und wann auf. Am Fenster hockte in ihrem Bauer eine Elster; ein Herr und eine Dame saßen dicht daneben. Die führende Frau schob den neuen Gästen Stühle hin und bemerkte: „Sie werden wohl eine Stunde warten müssen,“ worauf die Elster mehrmals fröhlich antwortete: „Nitschewo, nitschewo!“ Sonst sprach niemand, es war still hier und eine ziemlich reine Luft; dann und wann hob der Säugling das runde Glatzköpfchen und guckte über den Kistenrand auf die fremde Gesellschaft.

Marfa musterte die Familiengruppe mit Entzücken.

„Liebe Frau, lassen Sie mich das Kind einmal sehen und nehmen?“

Sofort erschien das Glatzköpfchen mit einem Automaten-Ruck, klappte aber alsbald wieder zurück. Marfa stieg auf ein Fußbänkchen, um es betrachten zu können. Es war mit Wickelbändern von den Zehen bis zum Kopf fest umschnürt, und Marfa sagte: „Wie reizend! Wie eine Schmetterlingspuppe!“ Wie sie hinabstieg, fiel ihr Blick auf den Herrn am Fenster. Dieser war ein noch ganz junger Mensch, mit rund geschornen Haaren; das hübsche Gesicht hielt er tief geneigt; Marfa sah, daß er die Lippen im Gebet bewegte, sich auch dann und wann bekreuzte. Seine junge Begleiterin bemerkte zu ihr: „Ach ja, das Kind ist zu niedlich; es vertreibt uns die Zeit, denn man muß oft lange warten! Wir kommen aber noch vor Ihnen dran, wenn Sie nicht sehr leidend sind!“

„Nein, nein, ich bin wenig leidend!“ sagte Marfa mit einem Schelmengesicht, „ich glaube, nicht leidender, als zum Beispiel Sie!“

„Ja ich! Um mich ist es nicht!“ Und sie wies auf ihre Augen und dann mit einer sprechenden Geberde auf den jungen Menschen.

Marfa begriff plötzlich: der junge Mensch war blind.

In diesem Augenblick ließ man noch eine ältere Dame eintreten, die gar nicht erst angemeldet war. Ein Livree-Diener mit breiter Borte um den Hut hatte sie bis zur Thür geleitet, dann trat er ehrerbietig zurück. Augenblicklich erhob sich die junge Dame und sagte: „Ich bitte!“ indem sie ihren Holzstuhl vorrückte.

Mit leichtem Kopfneigen nahm die Dame an und setzte sich. Marfa rückte seitwärts und winkte der Höflichen, die sich auch sogleich zu ihr auf den Stuhl setzte und ihr ins Ohr flüsterte: „Jene Dame ist die Großfürstin . . . .“

Leise gab Marfa diese Nachricht weiter an die Ihrigen, Staunen und Ehrerbietung ergriff Frau Demidoff so heftig, daß sie wie betäubt dasaß. Endlich sagte sie: „Erbarmung! Danken wir allen Heiligen, daß wir hierher gekommen sind, sie müssen uns ja selbst geführt haben!“

Die hohe Dame nahm ungenirt ihr Lorgnon und betrachtete die auffallend erregte Stepanila Carlowna, dann alle übrigen, und endlich auch die beiden buntbemalten Tassen, die auf der Kommode standen. Ein Glas mit Inschriften nahm sie in die Hand, um zu lesen. Aber die Elster litt keine Uebergriffe und rief herrisch: „Nitschewo, nitschewo!“ worauf die Dame halb erschrocken das Glas wieder hinsetzte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Pfingstabend.

Zu dem Bilde von P. Hey in München.

Siehe Seite 76 und 77.

Vorabend-Klänge, Pfingstfestboten!
Durchs Vorstadtkirchlein, kühl und kahl,
Schallt laut, in langen, vollen Noten,
Des alten Cantors Pfingst-Choral.
Verstohlne Fliederdüfte wehen;
Auf zum Gewölb' schallt ernst und rein
Das alte mächt'ge Christenflehen:
„Komm, heiliger Geist, kehr' bei uns ein!“

Nah ist der Greis am letzten Ziele;
Die Hände, ach, wie welk, wie alt!
Doch brausend tönt aus seinem Spiele
Die ganze hohe Pfingstgewalt.
Er gleicht dem morschen Lindenstamme,
Den frischer Lenzes-Odem strafft,
Der Pfingstgeist lebt in ihm, die Flamme,
Die felsenstarke Glaubenskraft.

Durchs Fenster glüht der Sonne Feuer,
Die Brut der Schwalben schwatzt im Nest.
Nichts ist dem alten Mann so theuer,
Als solch ein Abend vor dem Fest.
Ist doch in ihm auch Sabbathelle,
Auch stille Feierabend-Lust,
Froh steht er vor der dunkeln Schwelle,
Vorabend-Stimmung in der Brust.

Schon sieht er's strahlen durch die Thore,
Und freudig träumt er sich empor
Von seines Kirchleins liebem Chore
Zu einem höhern, sel'gen Chor.
Des stillen Raumes kahle Leere
Durchschallt es mächtig, ernst und rein,
Das alte Glaubenslied, das hehre:
„Komm, heiliger Geist, kehr' bei uns ein!“

Frida Schanz.

Nachdruck verboten.

Pariser Plauderei.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

III.

Der Internationale Frauen-Congreß.

Ich glaube, ich habe in diesen Apriltagen die französische Revolution verstehen gelernt, und zwar durch persönliche Anschauung. Welch ein Publicum folgte dem Congreß! Die bewegte See ist nichts dagegen, so hat es hin- und hergeschäumt, gezischt, gerast, getobt, um gleich darauf unter dem Einfluß eines Redners, oder einer Rednerin, die ihm gefielen, die es zu nehmen wußten, still, folgsam und dann wieder ganz begeistert zu sein. — Ich habe nie in meinem Leben etwas Aehnliches gesehen, wenigstens außerhalb Frankreichs nicht! Im übrigen riefen die stürmischen Sitzungen des Congresses mir die ebenso stürmischen Versammlungen der hiesigen Gesellschaft für National-Oekonomie ins Gedächtniß. Diese pflegen in dem gleichen Saale wie die Congreß-Sitzungen stattzufinden, und etwa drei Wochen vor dem Congreß habe ich gesehen, wie das Podium der National-Oekonomen von protestirenden socialistischen Studenten gestürmt wurde, wie Papierkugeln und Papierpfeile durch die Luft flogen und man den Redner zwei volle Stunden lang systematisch unterbrach, durch Singen von Gassenhauern, feine und grobe Bemerkungen, Stampfen, Zischen und Schreien.

Derselben Mittel bediente sich im Princip ein Theil des Congreß-Publicums, das überwiegend aus Frauen, aber auch aus Männern bestand. — So nöthig ich es nun erachte, gerade in der Frauenbewegung mit Männern zusammen zu arbeiten, offen gestanden: hier auf dem Pariser Frauen-Congreß haben sie uns geschadet; denn sie haben die Angriffsweisen des französischen Parlaments, die Demonstrationen der Straße und die Sitten des Studentenviertels in die Versammlungen des Frauen-Congresses hinein gebracht, die damit nichts zu thun hatten, damit nichts zu thun haben dürfen. Das war der große Fehler des Congresses. Die Gegenwart der Frauen hat die schlimmsten Ausschreitungen allerdings verhindert; die Knabenstreiche, wie ich sie oben von den Versammlungen der National-oekonomischen Gesellschaft geschildert habe, sind nicht vorgekommen, aber geschrieen und unterbrochen hat man doch immer noch zu viel. Keiner der Zuhörer konnte sich entschließen, nur Hörer zu sein, es kitzelte ihn so lange, bis er seinem Witz in Zwischenrufen Ausdruck gegeben hatte; und wenn man ihm sagte: „Lassen Sie doch das Präsidium für Ordnung sorgen, Sie sind ja nur hergekommen, um zu hören!“ so war er sehr verwundert. — Ein Wort genügt eben, um die ganze Versammlung in helle Begeisterung zu setzen, ein Tonfall, eine Lächerlichkeit, um sie wie vom Strick loszumachen. Gewinnt man diese Leute aber, so folgen sie mit einer Feinheit, wissen jedes Wort zu erfassen, jede Absicht mit zu fühlen, daß es eine Freude ist. — An Intelligenz fehlt es ihnen nicht, wohl aber, leider Gottes! an Zucht. Und ich habe während dieser acht Tage oft empfunden, welch ein moralisches Uebergewicht unsere preußische Disciplin über die vielleicht noch höher begabten, aber muthwilligen romanischen Rassen uns giebt.

Hier über die einzelnen Verhandlungen des Congresses Bericht zu erstatten, ist nicht der Platz. — Der Hauptzug der Versammlungen lag darin: auf allen Gebieten der Frau den Platz neben dem Manne zu geben und sich ganz besonders mit dem Lose der „arbeitenden“ Frauen zu beschäftigen. In diesem Punkte haben einige Führerinnen der socialistischen Frauenbewegung nicht ohne praktische Einsicht gesprochen, besonders Madame Vincent und Madame Koppe, die in Gesetzen und Statistik bewandert sind. Daneben haben wir dann viele socialistische Declamationen gehört, besonders von Madame Léonie Rouzade und Madame Paule Munck, die das Publicum auch nur mit „Citoyens, Citoyennes“ anredeten.

In dem aufgeregten Congreß Ordnung zu schaffen, diese schwere Aufgabe fiel hauptsächlich Madame Pognon, der sehr eleganten und gewandten Vorsitzenden der Société pour le Droit des Femmes zu. Sie hat sich glänzend bewährt; bald fest, bald liebenswürdig, bald befehlend, bald bittend, ist es ihr gelungen, die unbändigen Elemente in gewissen Grenzen zu halten. Gegen das Einschreiten der Polizei war das Comité von Anfang an gewesen; als man am vorletzten Tage sah, daß die Leidenschaft den Siedepunkt erreicht hatte, beschloß man an der Saalthür durch Congreß-Mitglieder etwas die Spreu vom Weizen scheiden zu lassen, und am Sonntag Nachmittag ließ eine Reihe Polizisten nur die mit Karten versehenen Mitglieder herein; aber im Saal selbst hat sich kein Polizeikäppi zeigen dürfen, und Madame Pognon hat es durchgesetzt, durch weiblichen Einfluß die Menge zu bändigen. — Andere haben neben ihr mit Verstand und Schlagfertigkeit präsidirt, so Madame Potonié Pierre und Mademoiselle Bonnevial. Das Ehren-Präsidium lag ein für allemal in den Händen von Madame Ferresse-Deraismes, der Schwester der verstorbenen Maria Deraismes, die die französische Frauenbewegung eigentlich erst geschaffen hat. — Wir fremden Delegirten wurden zur Vervollständigung des Bureaus natürlich auch hinzugezogen. Belgien war durch Dr. jur. Marie Popelin vertreten; Holland durch Mademoiselle De Bosch Kemper und Mademoiselle Haighton, Finland durch Maikki Friberg, Schweden durch Madame Sachs, Italien durch Madame Mariani. Aber wir waren bei weitem nicht so vollzählig, wie 1893 in Chicago, wo wir die stattliche Anzahl von über fünfzig fremden Vertreterinnen bildeten. —

In dem Tumult des Saales habe ich oft an jene Chicagoer Tage gedacht und den Parisern etwas von dem kalten Blut, der parlamentarischen Gewohnheit jenes amerikanischen Publicums gewünscht. Was übrigens die Zuhörer erregte und zu Demonstrationen trieb, war — nicht die Frauenfrage. In dem ganzen Congreß hat sich, seiner Richtung gemäß, nicht eine Stimme gegen das Princip der Gleichberechtigung der Frau auf rechtlichem, politischem und socialem Gebiete erhoben. Was die Leidenschaften hier erregte, das waren socialistische Principien, welche Demonstrationen seitens der bürgerlichen Partei hervorriefen; ferner die unvorsichtige Berührung der elsaß-lothringischen Frage, die einen wüthenden patriotischen Ausbruch zur Folge hatte. Endlich erweckten auch religiöse Grundsätze auf der ganzen Linie Feuer. Die socialistische französische Frauenbewegung will sich nämlich völlig religionslos verhalten, und so kam es, daß, obgleich alle Parteien darüber einig waren, ein Ruhetag in der Woche müsse sein, gerade der Sonntag, weil er „einen religiösen Charakter“ trägt, großen Widerstand fand.

Bei so heißem Boden, — die Besprechung dieser socialen, patriotischen und religiösen Fragen konnte der Congreß nicht umgehen, weil er sich mit den Lohnverhältnissen, den Friedensbestrebungen und der Erziehung zu beschäftigen hatte, — wäre es entschieden klüger und vorsichtiger gewesen, ihn nicht öffentlich zu machen. Auf diese Art wäre das lärmende Element, — zum großen Theil junge Leute, die über nichts nachgedacht haben, — ausgeschlossen worden, und die Discussionen wären würdiger und vor allem werthvoller ausgefallen. Die Organisation ist durchaus mangelhaft gewesen, das muß betont werden. Der Congreß, der 1889 unter der Leitung von Marie Deraismes stattgefunden hat, ist doch ganz anders verlaufen. Es läßt sich also auch in Paris mit dem Publicum ein verständiges Wort reden, wenn man es richtig anfängt. Das haben die Leiterinnen des diesjährigen Congresses nicht gethan, und sie haben dadurch die ganze gemäßigte, französische Frauenbewegung, die unter Führung von Mademoiselle Monod, Madame Schmahl, Madame Bogelot marschirt, verhindert, sich zu betheiligen. Die gemäßigte Richtung der französischen Frauenbewegung wird bei Gelegenheit der Weltausstellung von 1900 vor die Oeffentlichkeit treten. Vielleicht gelingt es der radicalen Partei bis dahin, sich auch zu disciplinieren und ihre Anschauungen in mildere Form zu bringen. Wie ich aus sicherer Quelle weiß, sind die klaren Köpfe der radicalen französischen Bewegung selbst mit dem Erfolg des Congresses durchaus nicht zufrieden. — Durch Erfahrung aber wird man klug; die Erfahrung der letzten Pariser Tage nun hat mir, wenn das noch nöthig war, die Allgewalt verständiger Organisation, richtiger Verwaltung, den Werth der Disciplin unvergeßlich klar gemacht.

Nachdruck verboten.

Ein Tiroler Freiheitsspiel.

Von Dr. Felix Poppenberg Berlin.

Vom Berge Isel schaut hinab ins Land Tirol, in eherner Gliederpracht, Andreas Hofer's treufeste Gestalt. Aus dem Erz eroberter französischer Kanonen gegossen, steht das Standbild, das Heinrich Natter's kraftstrotzende Künstlerschaft ersann, auf der vom Freiheitskampfe blutgetränkten Erde. Es ist kein idealisirtes Bild, kein verklärtes Heroen-Monument, es ist schlicht und ehrlich, voller Kern und Mark, voll Bauernstämmigkeit, voll eiserner Wucht.

Und diese einfach gerade Gestalt, vom Hauche weltgeschichtlicher Tragik umweht, greift doppelt tief an Herz und Sinn. Wir blicken vom Berge Isel hinüber zur Martinswand und hinunter auf Innsbruck, und wir gedenken des Trauerspiels in Tirol und seiner Helden.

Die Dichtung hat oft um diesen Stoff mit seiner Mischung aus Herzenseinfalt und Größe geworben. Was für den Schweizer Tell und seine Brüder geschehen, das sollte dem Tiroler Hofer und den seinen nicht fehlen. So hat Berthold Auerbach die Gestalt des Sandwirthes in seinem liebevollen Herzen warm nachgefühlt und aufgebaut. Otto Ludwig modellirte in der Werkstatt seine Entwürfe, durch die uns neuerdings wieder Erich Schmidt führte, einen Hofer-Torso. Karl Immermann begleitete den Helden durch Kampf und Sieg und Niederlage bis zum Schmerzensweg nach Mantua.

Sie alle gehen darauf aus, Charakterstücke zu schaffen. Sie wollen nicht, wie Schiller, ein kämpfendes Alpenvolk zum Helden machen, sondern in den repräsentirenden Figuren die Motive suchen. Das eigentliche Historische interessirt sie nicht so sehr, wie das Menschliche. Sie wollen seelenforschend die Vorgänge in den Herzen der Männer zeigen, welche in schwerer, Zeit aus stillem, ruhigem Beruf, zur Führerschaft erkoren, in sich selbst Größe finden lernen.

Vor allem hat Otto Ludwig, der Spürende, Sinnende, das zu seinem Thema genommen. Ihn reizte nur die Analyse des Hofer-Charakters. Vor seinem geistigen Auge stand der Sandwirth als eine gediegene Persönlichkeit, voll Naivetät und frommen, patriotischen Selbstgefühls, mild und freundlich, wie ein Mensch, der die ganze Welt lieb hat; er ist Herzensmensch, das Schlechte und Böse macht ihn unglücklich. Das Imposante Hofer's liegt in seiner großartigen, ruhigen Weise, in seinem Selbstbewußtsein, in der Tiefe seines Gefühls, mit der er nicht prunkt, die er aber auch nicht verhehlt, in seiner unendlichen Durchsichtigkeit und großen Naivetät, vermöge deren er das Größere so unbefangen und unberechnet spricht und thut, wie ein Kind, in seiner fürstlichen Repräsentation und Persönlichkeit, die ihm, ohne daß er darum weiß, angeboren ist. Die Tragik kommt in diese Gestalt durch die Selbstüberschätzung, in die er trotzdem verfällt, und durch die ehrliche Selbsterkenntniß, daß er eine Aufgabe übernommen, die seinen Schultern zu schwer ist, er „der einzige Retter des Landes, zugleich sein einziger Verderber." —

Ganz andere Bahnen, als diese auf die Charakteristik ausgehenden Dichter, die mit den einzelnen hoch aus dem Chor des Volkes herausragenden Individuen arbeiten, verfolgt ein Poet, den in jüngster Zeit die dramatische Poesie zum Tiroler Freiheitskampf commandirt hat, Karl Domanig. (Der Tiroler Freiheitskampf. Dramatische Trilogie mit einem Vor- und Nachspiel. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung in Innsbruck.)

Domanig will in seiner Trilogie, von der bis jetzt ein Vorspiel, „Braut des Vaterlandes", und zwei Stücke, „Speckbacher, der Mann von Riner" und „Josef Straub, der Kronenwirth von Hall", vorliegen, mehr das Gesammtbild des Kampfes, der Zeit geben, als individuelle Schicksale und feinsinnig ausgesonnene Gemüthsvorgänge in den Seelen der handelnden Menschen. Diesen Problemen wird darum nicht aus dem Wege gegangen, — so werden Speckbacher z. B. und Hofer differenzirend individualisirt, — aber das Hauptgewicht liegt nicht auf den Gestalten, sondern auf dem ganzen Tiroler Volk und Land. Daher kann der jüngste Rhapsode der Tiroler Ruhmes- und Schmerzenszeit nicht in fein ausgepinselter Detail- und Miniatur-Malerei arbeiten, sondern er muß breit al fresco malen. Es entsteht ein weites patriotisches Panorama, in dem sich Episode an Episode reiht.

Das Vorspiel entwickelt in einer dramatisch reich ausgestatteten Scene die Situation: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los." Die Mittel, mit denen dies geschieht, sind für einen künstlerisch verwöhnten Geschmack nicht die feinsten. Will man dem Verfasser gerecht werden, so muß man sich eben mit dieser auf die große Amphitheater-Dimension berechneten Distanz verstehen. Es kann dabei nicht darauf ankommen, die Gestalten in der bunten Mannigfaltigkeit ihrer Züge aufzuführen, es muß das für den Moment Wesentliche mit starken Strichen hervorgehoben werden. Der ganzen vorher entwickelten Anlage gemäß, die nicht auf Einzelschilderung, sondern auf Gesammterfassung ausgeht, haben alle diese Gestalten für sich keine Einzelexistenz. Sie dienen dazu, Stimmungen und Meinungen der Zeit zu personifiziren, sie sind Mundstücke der Chronik. So rollen sich auch die beiden Abendwerke ab.

Das erste, „Speckbacher", führt in die ärgste Krisis des Landes: Tirol ist von Oesterreich preisgegeben, von allen Seiten greifen feindliche Hände nach dem wehrlosen Stück Erde.

Allgemeine Muthlosigkeit herrscht, und selbst Speckbacher, der einzige, der noch unerschütterlich beharrte, wird durch die lähmende, zögernde, bedenkenschwere Art der Genossen allmählig müde und hoffnungslos. Seine Thatkraft versinkt in Apathie.

Doch der erlöschende Funke flammt auf zu neuem Leben, als sich die zwei Ebenbürtigen begegnen, er und Andreas Hofer.

Nun nimmt er alles auf sich, er zwingt mit Wagemuth die Freunde und das ganze Volk zum heiligen Krieg.

Der zweite Theil der Trilogie führt in eine andere Gegend. Wir wandern in dem Panorama aus dem Eisack- und Pusterthal in das Unter-Innthal und bewundern am Kronenwirth von Hall tirolischen Heldenmuth und tirolische Opferfreudigkeit. Er nimmt für seine Landsleute alle Folgen auf sein Haupt und stellt sich den Feinden. Doch Speckbacher siegt indessen; die Franzosen, über den Brenner zurückgedrängt, müssen fliehen. Zusammen mit Andreas Hofer und Speckbacher zieht aus dem Gefängniß der Kronenwirth von Hall in die Hofkirche zu Innsbruck ein zum brausenden Tedeum für den endlichen Sieg.

Wie sich in diesen Persönlichkeiten die Geschichte des ganzen Landes und der Zeit reflectirt zeigt, so soll im dritten Theil, der Andreas Hofer's Glück und Ende bringen wird, der Ausgang des Kampfes, und in einem Nachspiel seine unvergängliche Bedeutung dargestellt werden.

Die Bühnen haben sich diesen Werken bisher nicht verschlossen. Das Raimund-Theater in Wien, das Landes-Theater in Linz, natürlich das Stadt-Theater in Innsbruck haben es mit dem „Kronenwirth von Hall" versucht.

Der modernen Kunstbühne scheint mir diese Art dramatischer Darstellung nicht gemäß, würde man sie an ihr messen, müßte man sie ungerecht beurtheilen.

Ich denke mir diese Freiheits-Trilogie als ein jährliches Landes-Festspiel, von Dilettanten unter freiem Himmel auf natürlichem Schauplatz agirt vor ihren Landsleuten, zum Gedächtniß großer Vergangenheits-Tage, zur Festigung und Stärkung tirolischer Landeskraft.

Nachdruck verboten.

Photographie in natürlichen Farben.

Von Dr. Cl. du Bois-Reymond in Berlin.

Daß wir überhaupt die Photographie haben, verdanken wir vielleicht ursprünglich einem Traum der alten Alchymisten. Diese pflegten, was ihnen an gründlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen fehlte, durch phantastische Speculation zu ersetzen. Neben dem Stein der Weisen, dem Verjüngungstrank und dem Perpetuum mobile ersehnten sie ein Mittel, das die Bilder der Dunkelkammer festhalten sollte. So sprach man von einem äußerst zarten, klebrigen Stoff, mit dem man eine Fläche überziehen könnte, um die darauf fallenden optischen Bilder festzubannen und ein dauerndes Abbild der Wirklichkeit zu erhalten. Vielleicht kann man erst heute recht beurtheilen, wie abenteuerlich kühn, aber auch wie genial dieser Gedanke gewesen ist. Vom heutigen Standpunkte erscheint es als ein höchst wunderbarer Zufall, daß es wirklich derartige Stoffe giebt. Die Farben, die wir den Dingen zuschreiben, entstehen bekanntlich erst in unserem Auge; sie hängen mit von der Natur unseres Sinnes-Werkzeuges ab. Verschiedene Menschen sehen sie unzweifelhaft verschieden. Die Auswahl der für die Photographie verwendbaren Körper ist aber auch heute noch recht beschränkt. Es leuchtet ein, wie unwahrscheinlich es war, gerade einen solchen aufzufinden, der die natürlichen Farben genau in der vom Menschenauge geforderten Weise wiedergäbe. Dennoch hatten die alten Goldmacher recht, diesen Glücksfall zu erhoffen und sogar danach zu suchen. Der Mannigfaltigkeit der Natur lassen sich keine Grenzen ziehen. Sie enthält solche Stoffe, und einer wurde, — mit unter den ersten, — wirklich aufgefunden. Etwa ein halbes Jahrhundert vor Erfindung der gewöhnlichen Photographie, im Jahre 1777, stellte Scheele, ein schwedischer Chemiker, das Chlorsilber künstlich her. In frischem Zustande weiß, färbt es sich am Tageslicht schön violett und zuletzt schwärzlich, in den Tönen, die man vom photographischen Papierbilde her kennt. Scheele bemerkte auch, daß die verschiedenen Farben ungleich stark wirkten, Violett z. B. am kräftigsten. Um den Anfang des Jahrhunderts beschäftigten sich die Physiker viel mit dieser Erscheinung. Ritter in Jena, Wollaston und Herschel in England erprobten die Wirkungen der einzelnen Farben des Sonnenlichtes auf Chlorsilber. Für uns Berliner ist es besonders interessant, daß Seebeck, ein berühmter hiesiger Physiker, den wichtigsten Fund machte. Er ließ das in Farben zerlegte Sonnenlicht auf mit Chlorsilber präparirte Flächen fallen und zeigte, daß sie unter gewissen Umständen sich der Farbe ähnlich färbten, mit der sie beleuchtet worden waren. Wir würden heute sagen: er photographirte das Sonnen-Spectrum in natürlichen Farben. Die Beobachtung machte großes Aufsehen und wird von Goethe (1810) in seiner Farbenlehre erwähnt. Wenn auch die Farben noch zum Theil unrein ausfielen und überdies nur kurze Zeit im Dunkeln sich aufbewahren ließen, so mochte doch mancher ahnen, daß dadurch der alte Alchymisten-Traum seiner Verwirklichung um ein Stückchen näher gerückt war.

Gewöhnlich datirt man die Erfindung der Photographie erst vom 10. August 1839, wo Arago die Daguerreotypie in öffentlicher Sitzung der Pariser Akademie bekannt machte. In der That wurde damals mit einem Schlage das Daguerreotyp, die gemeinsame Erfindung von Niépce dem Aelteren und Daguerre, dem gewerblichen Betrieb und damit der Kenntniß des großen Publicums zugänglich. Die Negativ-Aufnahme mittelst Collodium auf Glas, das Copiren auf Papier, das heutige Trockenverfahren auf Gelatine, kurz, fast alles, was wir heute Photographie nennen, entwickelte sich aus diesen Anfängen. So sehr haben wir uns gewöhnt, von der Photographie nur schwarze oder doch einfarbige Bilder zu verlangen, daß man heutzutage allgemein bei Laien der irrthümlichen Ansicht begegnet, die Photographie in natürlichen Farben sei unmöglich oder müsse noch erfunden werden. Wie wir sahen, reichen sogar die Anfänge der Farben-Photographie weiter zurück als die Arbeiten von Niépce und Daguerre und die wohl gleichzeitigen von Talbot in England. Nur die große Ausbreitung der schwarzen Photographie drängte die farbige mehr in den Hintergrund. Im stillen aber hat eine lange Reihe unermüdlicher Forscher immerfort an der ursprünglichen Aufgabe weiter gearbeitet. Die Wiedergabe der Farben ist aber ohne Frage das eigentliche Ideal der Photographie. Jeder, der das helle farbige Bild in einer Portraitir-Camera oder in der als Spielzeug und Jahrmarkts-Schaustück allbekannten Dunkelkammer einmal bewunderte, wird das zugeben. Nur weil es zuerst glückte, ein brauchbares Licht und Schatten zeichnendes Verfahren auszuarbeiten, nahm man dieses gleichsam als Abschlagszahlung hin und blieb dabei stehen. Aber auch Niépce, der Vorgänger und Mitarbeiter Daguerre's, bemerkte bei seinem planmäßigen Durchproben der verschiedensten Stoffe auf photographische Brauchbarkeit mitunter zufällige Andeutungen von natürlichen Farben. In einem seiner Berichte erwähnt er ausdrücklich, daß einzelne Aufnahmen Spuren der örtlichen Farben des Bildes zeigten. Auch Daguerre hat diese Erscheinung eine Zeit lang verfolgt. Niépce war indessen durch die Erfindung der Lithographie angeregt worden und es schwebte ihm immer eine Art Aetzdruck-Verfahren vor. Er suchte das Lichtbild in eine Druckplatte zu verwandeln und erfand wirklich die älteste Art der Heliogravure. So kam es, daß er die Farben-Erscheinungen weniger beachtete. Aber auch später, auf den Daguerreotyp-Platten, ja hin und wieder auf Glas-Negativen, sah man ebenfalls zarte Spuren einzelner örtlicher Farbentönungen auftreten. Man darf vermuthen, daß eigentlich ein schwaches Farbenbild in vielen Natur-Aufnahmen verborgen ist, welches lediglich der dicke schwarze Silber-Niederschlag durchsetzt und verdunkelt, sodaß es nur stellenweise bei gewissen Beleuchtungen hervorschimmert. Solche Beobachtungen regten immer von neuem einzelne Forscher und Fachleute an, die ursprüngliche ungelöste Aufgabe weiter zu verfolgen. Nur wenige können hier genannt werden: Niépce der Jüngere, Poitevin, der durch ein sehr umständliches Verfahren Farbenbilder auf Papier gewann, Becquerel, der das Spectrum mit Fraunhofer'schen Linien in kräftiger Färbung photographirte, und in der Schweiz das von Kopp verbesserte Verfahren von Poitevin.

Zenker in Berlin (1868) stellte in einem Buche alle früheren Versuche der Farben-Photographie zusammen, arbeitete sie durch und gab zuerst eine theoretische Erklärung, die übrigens Niépce in seinem vorher erwähnten Bericht, freilich nur als Vermuthung, schon ausgesprochen hatte. Auf Zenker's Theorie weiter bauend, brachte in neuester Zeit (1891) Lippmann, ein französischer Physiker, das Chlorsilber-Verfahren um einen großen Schritt weiter. Es gelang ihm, zuerst Spectra, dann auch bunte Blumen, ausgestopfte Vögel und Aehnliches in lebhaften Farben zu photographiren. Die Bilder entstanden auf Glas in einem zarten Eiweiß- oder Gelatine-Häutchen, waren haltbar fixirt und vertrugen das stärkste Licht. Allerdings sind die Farben nur bei starkem weißen Licht recht deutlich, haben auch leicht einen unnatürlichen Metallschimmer. Fortgesetzt und verbessert wurden die Versuche dann von Lumière in Genf, Valenta in Wien, Vereß in Ungarn und manchen anderen. Vielleicht die besten directen Farbenbilder nach Lippmann erhielt aber vor zwei Jahren der als Amateur-Photograph rühmlichst bekannte Dr. Neuhauß, ein Berliner Arzt. Außer Spectrum-Aufnahmen glückten ihm etwa zwanzig Bilder, Blumen und Fruchtstücke, Natur- und Kunstgegenstände. Sie zeigen prachtvoll leuchtende Farben und nehmen sich, in einer von Neuhauß angegebenen Weise lebensgroß auf einen Papierschirm projicirt, besonders schön aus.

Dennoch ist fürs erste dieses Verfahren praktisch noch nicht anwendbar. Die Farbenplatten sind äußerst unempfindlich, ihre Exposition beträgt, selbst in heller Sonne, einige Minuten. Das Schlimmste aber ist die launenhafte Unsicherheit des Erfolgs. Die Farben erscheinen ohne ersichtliche Veranlassung oft unrichtig, zuweilen überhaupt nicht. So blieb denn bisher die unmittelbare Farben-Photographie ein mühsamer Laboratoriums-Versuch, der neben zahllosen Mißerfolgen nur ab und zu ein befriedigendes Bild ergab.

Auf ganz anderen Wegen hat man in neuerer Zeit das Ziel zu erreichen versucht. Alle bisher genannten Arbeiten gingen darauf aus, unmittelbar durch das Licht Farben erzeugen zu lassen. Solche Farben muß man hinnehmen, wie das Licht sie hervorbringt, und es leuchtet ein, daß der Künstler auf das Gelingen des richtigen Eindrucks nur allzu geringen Einfluß übt. Es ist aber nicht schwer, Photographien in einem beliebig ausgewählten einfachen Farbenton zu copiren. Ferner weiß man, daß das menschliche Auge nur drei verschiedene Farbenempfindungen besitzt. Die tausendfältigen Abstufungen der Farben in der Natur lassen sich nach der Farbenlehre von Young und Helmholtz als mannigfaltige Gemische von nur drei Grundfarben darstellen. Es scheint, daß der englische Physiker Maxwell (1861) zuerst durch diese Erwägungen auf den Gedanken geführt wurde, drei durch gefärbte Gläser aufgenommene einfarbige Lichtbilder zu mischen und so die natürliche Farbe wiederzugeben. Dies ist der Grundgedanke der sogenannten Dreifarben-Aufnahmen. Sie ahmen die Natur des Auges nach. Die drei farbigen Bilder, die das Auge gleichzeitig wahrnimmt, müssen allerdings einzeln, also nacheinander, photographirt werden. Um je eine Grundfarbe zu erzielen, wird ein passendes farbiges Glas dem Apparat vorgesetzt. So erhält man drei Bilder, die wiederum einzeln in je einer Grundfarbe copirt werden, indem man der Copie die rechte Farbe künstlich verleiht. Waren die Farbentöne gut abgestimmt, so braucht man nur durch irgendwelche optischen Kunstgriffe alle drei Bilder vereinigt dem Auge darzubieten, um den richtigen Eindruck zu erhalten. Man bedient sich gewissermaßen dreier künstlicher Augen, deren jedes nur eine Farbe sieht, die aber zusammen das in drei Farben sehende Auge ersetzen. Die Photographie ist dabei der Maler, der die richtige Farbe an den richtigen Ort bringt. Dagegen besorgt der Künstler die Wahl der Grundfarben selbst und hat es völlig in der Hand, durch Proben und Abstimmen sich seinem Vorbilde anzupassen. Innerhalb gewisser Grenzen darf er ein Roth und Blau bestimmen; darnach ergiebt sich nothwendig der dritte Ton als Gelb oder Grün. Es giebt viele optische Mittel, die drei Bilder für den Beschauer zu einem zu vereinigen, und hauptsächlich hiernach unterscheiden sich die zahlreichen in neuerer Zeit hervorgetretenen Dreifarben-Verfahren. Man kann z. B. mit drei Zauberlaternen alle drei auf denselben weißen Schirm projiciren. Man hat auch Schaukästen mit Spiegeln konstruirt, auch wohl das Stereoskop zu Hülfe genommen, um die drei Bilder in eins zu verschmelzen. Man kann sie in Lichtdruck-Platten umwandeln und vom Farbendrucker auf ein Blatt weißen Papiers übertragen lassen, wie es der bekannte Vogel-Kurz'sche Dreifarbendruck mit Erfolg gethan hat. Der technische Umweg über die Farbendruckplatten schließt freilich die allgemeine Anwendung dieses Verfahrens aus.

Dr. Selle in Brandenburg gelang es, außerordentlich schöne Transparent-Bilder in natürlichen Farben herzustellen, indem er die drei Aufnahmen, roth, gelb und blau gefärbt, auf zarte Gelatine-Häute copirte und dann die drei dünnen Blättchen auf eine Glasplatte übereinander klebte. Wenn schon der Erfinder eine ganze Reihe schöner Bilder erzielt hat, scheint es noch fraglich, ob das Verfahren sich für die allgemeine Anwendung eignet. Das dreifache Aufnehmen beschränkt einstweilen die Verwendbarkeit, und die richtige Färbung und Verbindung der Häutchen wird der Unerfahrene nicht so leicht erlernen. Aber unzweifelhaft sind einzelne Bilder Selle's das Vollkommenste, was bisher in farbiger Photographie geleistet wurde. Verfasser sah z. B. eine einfache Straßenansicht in starker Vergrößerung projicirt. Das Bild war so täuschend, daß man durch den Projections-Schirm in die wirkliche Welt hineinzublicken vermeinte. Vortreffliche Bilder hat Dr. Selle auch von Schmetterlingen, Blumen u. s. w. hergestellt.

Von Dr. Joly in Dublin wurde im vorigen Jahr eine andere Art Dreifarben-Verfahren veröffentlicht. Zwar sind von diesen Bildern nur wenige Erstlingsproben des Erfinders bei uns gezeigt worden und es waren, — wie er selbst angiebt, — noch keineswegs die besten; doch verdienen sie unzweifelhaft Beachtung, weil diese Farbenaufnahme unter allen bisher bekannten am einfachsten zu handhaben ist und voraussichtlich zuerst praktisch verwerthbar zu werden verspricht. Alle drei Farbenbilder werden zugleich auf eine Platte photographirt. Weder die Aufnahme noch die weitere Vollendung des Bildes erfordert neue und schwierige Kunstgriffe. Das Verfahren ist von dem gewöhnlichen kaum abweichend. Joly zeichnete sich auf einer Liniir-Maschine zuerst „Farbenschirme". Das sind Glasplatten, die mit Gelatine überzogen und dann möglichst fein in den Grundfarben, also roth, gelb und blau, liniirt sind. Strich an Strich bedecken die Linien oder Streifen die ganze Platte. Auf den Bildchen, die hier vorlagen, von 8 cm Länge und Breite, hatte er 600 bis 700 Linien angebracht. Solchen Schirm, der, gegen das Licht gehalten, seidig weiß aussieht, legt er vor die photographische Platte, in Berührung mit der Schicht, und nimmt so seinen Gegenstand auf. Das Roth-, Gelb- und Blaubild, die sonst auf drei Platten einzeln hergestellt werden, sind dann alle auf der einen Platte gewissermaßen strichweise vertreten. Er entwickelt nun das Bild und copirt auf Glas, nicht anders, wie man sonst ein Glasbild („Diapositiv") anzufertigen pflegt. Das Bild sieht auch ebenso aus, bis auf ein feines graues Abbild der Linien, das an Schraffirung erinnert. Nun wird ein Farbenschirm darauf gelegt und Bildplatte und Farbenschirm werden so aufeinander befestigt, daß die Streifen genau wie bei der Aufnahme sich decken. Hält man diese Doppelplatte gegen das Licht, oder projicirt sie auf eine weiße Fläche, dann erscheint das Bild in allen Mischfarben des Vorbilds. Die Grundfarben liefert der Schirm, die richtige Abstufung das Bild, und die Mischung vollzieht sich im Auge des Beschauers; vorausgesetzt, daß er sich in der richtigen Entfernung befindet. Den Malern ist dieser Kunstgriff wohlbekannt. Sie setzen zuweilen auch zwei reine Töne in Punkten oder Pinselstrichen nebeneinander, um einen Mittelton lebhaft herauszubringen. Vollkommen wirkt ein solches Bild allerdings nur, wenn die Linien fein genug sind. Das war bei den hier gezeigten Versuchen nicht ganz der Fall. Die Strichelung blieb einem guten Auge in der Nähe allzu erkennbar und beeinträchtigte die Umrisse der Zeichnung. Der Erfinder hat daher schon feinere Schirme (mit gegen 1000 Linien) angefertigt und arbeitet zur Zeit daran, doppelt so fein liniirte Schirme im großen fabrikmäßig zu liefern. Bei dieser Feinheit und bei gleichmäßiger Arbeit müssen die Streifen für gewöhnliche Betrachtung ganz unsichtbar werden. Man erkannte aber schon an den Versuchsplatten, daß alle Mischfarben schön und naturgetreu wiedergegeben werden. Als Mal-Skizzen könnten die Bilder unschätzbare Dienste leisten. Eines zeigt ein Universitäts-Gebäude in einem Garten mit blühendem Rothdorn; zwei Studenten stehen vorn auf dem Rasenplatz. Ferner veranschaulichen ein bemalter Teller und Krug, ein blankes Mikroskop mit blitzenden Messing-, Nickel- und Kupfertheilen, sowie eine Spectrum-Aufnahme die Vielseitigkeit des Verfahrens. Endlich hat der Erfinder sich auch am Bildniß eines jungen Mannes, der in einer Laube sitzt, versucht; dieses ist am besten gelungen.

Wir haben also, wenn wir den heutigen Stand der Bestrebungen überblicken, heute zwei Verfahren, das Selle'sche und das Joly'sche, die gleichsam an der Schwelle der praktischen Anwendbarkeit angelangt sind. Beide leisten schon jetzt Treffliches. Es wäre Thorheit, darüber zu streiten, welches den Vorzug verdient, da beide nebeneinander bestehen können. Wer die nöthigen Einrichtungen, hinreichende Geduld und Geschicklichkeit besitzt und die feinste Zeichnung verlangt, wird nach Dr. Selle arbeiten. Wer mit dem gewöhnlichen Apparat auf die einfachste Weise ein Farbenbild aufnehmen will, wird Joly's Farbenschirm vorziehen. Beide Arten ergeben einstweilen Transparent-Bilder, können aber ohne Zweifel auch umgestaltet werden, um Papierbilder zu liefern, wobei allerdings die volle Leuchtkraft des wirklichen Urbildes schon aus optischen Gründen nicht erreicht werden kann. Der alte Wunsch der Alchymisten aber ist durch den Scharfsinn und Fleiß vieler geduldiger Forscher und auf wunderbaren Umwegen endlich erfüllt, und wir sehen den Traum früherer Jahrhunderte heute als greifbare Wirklichkeit vor Augen.

Nachdruck verboten.

Frühling.

Zu dem Bilde von Dora Hitz in Berlin. — Siehe Seite 73.

Wahrlich, gleich einer Verkörperung des Frühlings erscheint das junge Mädchen auf unserem Bilde! Wie anmuthig sie mit den nackten Armen die Fliederblüthen hält, die sie soeben vom Strauche gebrochen; wie sinnend das feine Gesichtchen die üppigen lila Dolden betrachtet! Im Original unseres Holzschnittes kommt zu dem Reize der Composition und Stimmung des Bildes noch der Zauber seiner Farben. Das Gewand des jungen Mädchens ist von einem zarten Lila und das Mattblau des Gürtels bietet dazu einen pikanten, originellen Contrast. Die beiden duftigen Töne bilden, vereint mit den Fliederblüthen, auf dem frischen Grün des Laub-Hintergrundes einen fein abgestimmten Farben-Accord.

Wer ist der Schöpfer dieses poetischen Frühlingsbildes? Wir sind stolz darauf, zu sagen, daß es eine Frau ist: die bedeutende, eigenartige Malerin Dora Hitz.

Die Künstlerin ist Bayerin; sie wurde 1856 zu Altdorf bei Nürnberg geboren. Ihr Vater war Mathematik-Professor, der selbst viel mit Zeichnen und Malen sich beschäftigte und dem Talente seines Töchterchens verständnißvolle Pflege angedeihen ließ. Schon als vierzehnjähriges Mädchen faßte Dora Hitz den Entschluß, sich ganz der Kunst zu widmen und zu ihrer Ausbildung nach München zu gehen. Die finanzielle Lage der Familie war nicht so günstig, daß die Eltern ihr eine nennenswerthe Unterstützung geben konnten; so mußte sie selbst erwerben, was sie zum Unterhalt und zum Studium in der fremden Stadt brauchte. Am Tage lebte Dora Hitz ihrer Malerei, die halben Nächte verbrachte sie damit, für den Erwerb zu arbeiten, indem sie auf Holz zeichnete und Kupfertafeln für wissenschaftliche Werke colorirte. Acht Jahre währte diese Zeit harten Ringens. Doch dieser Kampf ums Dasein stählte sie, statt sie zu lähmen; er entwickelte ihre Energie und gab ihr jenen künstlerischen, fest aufs Ziel gerichteten Ernst, den wir so sehr an ihr bewundern.

Im Jahre 1878 wurde die Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva), — wie bekannt, von Geburt eine deutsche Prinzessin, — durch ein Bild der jungen Malerin auf diese aufmerksam. Die hohe Frau trat mit Dora Hitz in Briefwechsel und seitdem datirt ein Interesse, ja eine Freundschaft, die bis heute unverändert geblieben ist. Der erste Auftrag Carmen Sylva's waren Illustrationen zu ihrer Märchendichtung „Leidens Erdengang". Darauf folgte eine Einladung, nach Bukarest zu kommen. In Rumänien hielt sich Dora Hitz fast neun Jahre auf; in den letzten Jahren dieser Zeit unterbrachen winterliche Studienreisen nach Paris ihr Leben an dem kunstsinnigen Hofe. Ihr Hauptwerk aus der rumänischen Zeit befindet sich zu Sinaja, in der märchenhaften fürstlichen Sommer-Residenz, die damals gerade gebaut wurde. Hier schmückte die junge Malerin den Musiksaal des Schlosses mit Bildern, welche Dichtungen der Königin verkörpern; zu der Sappho hat die Regentin selbst Modell gestanden. — 1886 siedelte Dora Hitz ganz nach Paris über und studirte dort bei Courtois und Constant von neuem. Den größten Einfluß auf ihre künstlerische Entwicklung übte jedoch ihr Freund Eugène Carrière auf sie aus. Die Licht- und Farben-Probleme, die neuen Aufgaben der Malerei, beschäftigten auch sie lebhaft; jetzt wurde sie die in modernem Geiste schaffende, feinfühlige Farbendichterin, die wir heute kennen und lieben. — 1889 errang die Künstlerin durch ihren Bilder-Cyclus zu Pierre Loti's Pêcheurs d'Islande eine Medaille, dann wurde sie für ein im Champ de Mars ausgestelltes Portrait zum Mitglied der Société internationale des beaux arts ernannt. 1891 kehrte Dora Hitz, die trotz ihres langen Aufenthaltes im Auslande sich durchaus als Deutsche fühlt, nach Deutschland zurück; sie begab sich erst nach Dresden und schlug dann ihren Wohnsitz in Berlin auf. Hier übt sie ihr Lehr-Talent aus, sich so eine Unabhängigkeit schaffend, die ihr erlaubt, bei ihren Bildern sich nur von ihrem künstlerischen Gewissen beeinflussen zu lassen. G. v. B.

Der Mai ist gekommen!

Nach dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe nebenstehenden Artikel.

Nachdruck verboten.

Der Mai ist gekommen!

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München.
Siehe nebenstehendes Bild.

Der Mai ist gekommen! Da dehnt sich nicht nur dem Wanderfähigen die Brust, daß er nun wieder hinausziehen darf in die weite, weite Welt, auch dem Daheimbleibenden gießt die Maisonne neue Lebenskraft in die Adern, den Großen und den Kleinen, ohne Ausnahme. Dem kleinen Volk bleibt freilich das Aufleben geknickter Hoffnungen und der ästhetische Genuß am Wiedererwachen der Natur, das dem Erwachsenen geistige Schwingen verleiht, einstweilen ein unbekanntes Ding, aber unbewußt sprudelt auch ihm der Zauberquell des Frühlings. Fort, hinaus aus der lichtleeren, kalten Stube geht es den ganzen Tag in den lachenden Sonnenschein, in Hof und Garten, in Gras und Kraut! Unsere drei kleinen Steirer genießen diese Wonne zweifellos aus Herzensgrund, um so mehr, da sie in der Lage sind, ohne Ankränkelung durch medicinische Gedanken tagaus tagein ihre „Kneipkur" gebrauchen zu dürfen. Welcher Vorzug, so frei von drückend bestiefelter Cultur, barfuß, leicht wie ein flinkes Thier des Waldes umherzustreifen, — glückliche, freie Kerlchen, diese drei! Und wenn sie augenblicklich auch einem tiefen Gedanken nachzuhängen scheinen, so hat dieser doch mit ernsten Reflexionen über das Unbeständige alles Irdischen nichts zu thun, sondern vermuthlich sind sie nur bestrebt, ihrer Aufgabe als Modell gerecht zu werden, da Herr Rickelt sie ersuchte, „hübsch still zu halten", damit er die allerliebste Gruppe mit seinem geschickten Stift aufs Papier bringen könne. Wie vortrefflich ihm dies gelungen ist, werden die kunstverständigen Leserinnen der „Illustrirten Frauen-Zeitung" allerdings noch besser zu würdigen vermögen, als die harmlosen drei kleinen Originale selbst es gethan haben werden. W. J.

Redactions-Post.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Künstler und Poeten (24). — Die Frage, ob ein Künstler oder ein Poet seinen Beruf wechseln müßte, wenn es ihm nicht gelingt, mit dem damit verbundenen Erwerb sich oder seine Familie über Wasser zu halten, ist eine so interessante und tiefgreifende, daß sie vollauf eine öffentliche Erörterung verdient. Leider gestattet der an dieser Stelle karg bemessene Raum, nur andeutungsweise eine Meinung zu äußern. Der nüchterne Geschäftsmann würde sofort die Entscheidung treffen: „Der Mann muß selbstverständlich etwas anderes ergreifen!" Der Künstler oder Poet würde ebenso rasch erwidern: „Es giebt nichts in der Welt, dem ich meine Kunst unterzuordnen hätte; sie ist Mission und kein Beruf im allgemeinen Sinne; ich kann ihr alles opfern, aber sie selbst nicht!" — Es muß vorausgesetzt werden, daß es sich um einen wirklichen Künstler oder Poeten handelt, sonst hätte der Geschäftsmann ohne Einschränkung recht. Alle die Halbbegabten, die sich in Selbsttäuschung für Genies halten und für andere Dinge, außer für ihre Liebhaberei, überhaupt nichts taugen, kann man beklagen, sogar sie verstehen und bis zu einem gewissen Grade entschuldigen, aber nach Pflicht und Gewissen ihren Platz in der Welt auszufüllen, das haben sie nicht erstrebt. Der größte Theil verunglückter Künstler- und Schriftsteller-Existenzen, wozu sich noch die gesellen, die mit Talent, doch ohne ernsten Kunstsinn lediglich dem Erfolge huldigten und ephemere Erscheinungen blieben, fällt unter diese Kategorie. Wir wollen streng, die wirklichen, ehrlichen Künstler und Poeten, die es nicht verstanden, genug Brod mit ihrer Kunst, in der und für die sie leben, zu erwerben, von den anderen scheiden, und da muß man sagen: Das starke, ehrliche, strebsame Talent hat ein Recht darauf, lediglich seiner Kunst zu leben und die von ihm durch ihre Vervollkommnung Nutzen ziehende Menschheit, zunächst die Nation der Künstler, hat durchaus die Pflicht, die Verwirklichung dieses Rechts zu ermöglichen. Und in der Unterstützung des um die materielle Existenz kämpfenden starken, ehrlichen Talents bleibt noch unendlich viel zu thun übrig! Hoffentlich bringt das künftige Jahrhundert Staatsmänner und Gesetzgeber hervor, die, vom Verständniß und dem Pflichtgefühl der Nation getragen, eine durchgreifende staatliche Organisation zu schaffen verstehen, um den berufenen Trägern der Ideale eines Volkes unter allen Umständen die Möglichkeit eines von Nahrungssorgen ungehemmten Schaffens zu sichern. L. Cz.

E. u. E., Rumänien. — Wir können nicht beurtheilen, für welche Stufe Sie Auskunft wünschen. Im allgemeinen nennen wir Ihnen folgende Mythologien: Göll, Illustrirte M., 6 Mark; Kurts, Allgemeine M., 8 M.; Roscher, Lexikon der griechischen und römischen M., 1. Bd. M. 38; Petiskus, Olymp, M. 4,50, Preller, Griechische M., M. 12, Römische M. 12; Seemann, M. der Griechen und Römer, M. 3,50; Stoll, Götter und Heroen des klassischen Alterthums, M. 5; Dahn, Walhall, M. 6, illustrirt M. 10; Meyer, Germanische M., M. 6; Wäger, Nordgermanische Götter und Helden, M. 8,50.

Hauptmann v. K., Triest. — Der englische Physiker Stevens hat in der „Physical Review" bemerkenswerthe Studien über die Grenzen der Tonhöhe der menschlichen Stimme veröffentlicht. Für den tiefsten Ton der menschlichen Stimme, der bisher bekannt ist, gilt Stevens Mittheilungen zufolge das Contra-F mit 43 Schwingungen, das einem deutschen Bassisten, Fischer, im 18. Jahrhundert zugeschrieben wird. In der heutigen Oper findet man selten einen Baß, der tiefer singt, als C (64 Doppelschwingungen). Ein gewöhnlicher Sopran reicht bis C mit 1024 Schwingungen und die mittleren Grenzen der menschlichen Stimme werden 100 für den Baß und 1000 für den Sopran sein. Mozart bezeugte im Jahre 1770, daß Lucrezia Ajugari in Parma noch auf dem dreigestrichenen D trillern konnte und in Passagen sogar das viergestrichene C (2048 Schwingungen) erreichte. Vor kurzem soll ein amerikanischer Sopran, Miß Ellen B'Claw, noch darüber hinaus bis zum E mit 2560 Schwingungen gesungen haben. Für ungewöhnliche Stimmen kann man daher den Umfang von 50 im Baß, und 2500 im Sopran annehmen. Ganz außerordentliche Höhen beobachtete Stevens im Schrei spielender Kinder, die nach wiederholten Feststellungen zwischen 2500 und 3000 Doppelschwingungen variiren konnten. Der äußerste Spielraum der menschlichen Stimme würde somit sechs Octaven betragen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.